

(K)ein Kind von Eitelkeit

Die Ostschweizer Jazzszene scheint so lebendig wie nie zuvor. Die Freude darüber ist berechtigt, hat aber auch ihre trügerischen Seiten. Eine kulturpolitische Bestandesaufnahme.

von MICHAEL HASLER

Die Nacht vom 7. auf den 8. November war für den Ostschweizer Jazz eine magische. In der St.Galler Metropole mobilisierten die beiden regionalen Jazzmusiker Claude Diallo im Café Stickerei und Michael Neff mit Sängerin Marie Malou am Eröffnungsabend des neuen Gambrius Jazzclubs in der Zirkulation stolze 500 Musikinteressierte. Vielleicht wichtiger: Beide Anlässe rekrutierten ein klassisches Ausgehpublikum, das sich altersmässig irgendwo um dreissig einpendelte und sich so durchmischt präsentierte, wie man sich dies als Musikveranstalter in St.Gallen nur wünschen mag.

Doch die Magie bleibt – bei aller Schönheit und aller Perfektion – am Ende doch immer nur eine Illusion. Was für die Zauberei gilt, gilt für den Jazz insbesondere. Das mag daran liegen, dass der Jazz in der Schweiz eine seltsame Rezeption hat. Ursprünglich wohl Ende des 19. Jahrhunderts im Süden der USA in Saloons und Honky Tonks oder auch als Shows (Vaudeville) entstanden, war diese Musik immer auch die politische Stimme einer multiethnischen Bevölkerung. Von jener Dringlichkeit und Unmittelbarkeit hat sich der Ostschweizer Jazz Lichtjahre entfernt. Wer regelmässig qualitativ ansprechende Konzerte besucht, tut es in aller Regel in subventionierten Räumen oder innerhalb subventionierter Konzertreihen. Anders als in Berlin, New York oder auch schon in Mailand, wo der Jazz an der Basis und praktisch unsubventioniert im Kulturmarkt bestehen muss, ist der Jazz in der Ostschweiz ein protektiertes Privileg privilegierter Organisatoren. Ob im Gambrius Jazzclub, anlässlich von Kultur im Bahnhof, bei Konzerten im Jazzclub Lustenau, innerhalb der Jazzreihe jazz.now im Eisenwerk Frauenfeld, dem Konstanzer Jazzherbst, den Aktivitäten des Jazzclubs Rorschach, den Kon-

zerten des Jazz Clubs Linth oder auch den gross angelegten Jazzveranstaltungen in der St.Galler Tonhalle, immer entscheiden letztlich Sponsorenpaket sowie Beiträge von Stadt, Gemeinde oder Kanton über die Durchführbarkeit der Konzerte.

Hochkulturgut wider Willen

In den Kultur- und Stiftungsbudgets wird der Jazz oft allzu leichtfertig in den Hochkulturbetrieb eingeflochten. Besinnt man sich auf die politisch motivierte Kraft des Jazz und seinen Willen zum musikalischen Freigeist, ist das im Extremfall ähnlich unangebracht, wie Punkmusik in properen Hochkulturbetrieben zu installieren. Zugeben, das kann dem Jazz einerlei sein. Nur, wer regelmässig Konzerte besucht, tut dies vornehmlich umgeben von einem Publikum im Alterssegment Fünfzigplus. An sich ist das kein Problem, doch fehlte es in der Ostschweiz und namentlich in St.Gallen allzu lange an niederschweligen Kulturbegegnungsorten für Jazzmusiker, die über den Anlass hinaus einen bleibenden Einfluss auf die mit Kulturgelder zu vitalisierende Szene hätten. Während bis 2007 an der zuletzt wegen ihrer fehlenden Hochschulbindung arg unter Druck geratenen Jazzschule St. Gallen jeweils fünf Berufslehrgänge geführt wurden, fehlte es über Jahre hinweg zu häufig an Werkplätzen für die heranreifenden Jazzzöglinge. Noch am ehesten funktionierte der Jazz in seiner ursprünglichsten Form ab dem September 1995 im Urgambrius-Jazzclub an der Wassergasse mit den beiden Initianten Suzanne Bertényi und Hector «Gato» Zemma.

Doch mit dem Tod von Hector «Gato» Zemma zerfledderte der innenstädtische Jazzbetrieb zusehends, und als sich die Stadt vom moderaten Druck von Jazzinteressierten und Jazz-

engagierten mit der Verpflanzung des «Gambrius» in die seit jeher konzeptionell einigermaßen verwahrloste Kastanienhofliedenschaft befreite, war zwar der kulturpolitische Druck gewichen, aber mit ihm auch das städtische Jazzleben. Trotz ideenreichem Programm und dem breit abgestützten und ebenso engagierten Gambrius Jazzverein gelang es den Verantwortlichen nie, ein Crossoverpublikum an den Kastanienhof binden zu können.

Aber nicht nur die Stadt muss sich die Kritik gefallen lassen, den Jazz an einen offensichtlich suboptimalen Ort ausgelagert zu haben. Auch die Jazzschule liess in den letzten Jahren jene treibende Energie in der Führung und auch im Lehrkörper vermissen, die ein städtischer Jazzbetrieb eigentlich bräuchte. Zu selten suchte die Jazzschule etwa den Kontakt zum Verein Gambrius, zu selten wurde der Lehrkörper (etwa in Abgrenzung zur Jazzschule Luzern) an der Basis als Initiant oder Förderer aktiv und zu sehr pflegte die Schule den internen Betrieb, anstatt etwa mit Workshop- oder auch den oft spannenden Diplomkonzerten den Kontakt zur Basis zu kitten.

Jazzclub ohne Jazzschule?

Mit dem Gambrius Jazzclub entstand Anfang November im ehemaligen Mercanti an der Gartenstrasse unverhofft der erste Vollzeit-Jazzclubbetrieb. Erstmals seit dem Umzug in den Kastanienhof kehrt der Jazz – längst überdringlich – zurück in die Stadt. Jamssessions und ein offenes Programmierungsverständnis sollen den Club auch Mehrheiten zugänglich machen. Und in Abgrenzung zu praktisch allen anderen Jazzveranstaltern soll der Club vor allem auch die Musiker der Szene zusammenführen und so nachhaltig die kulturelle Landschaft beeinflussen.

Jalazz im Kastanienhof.



Bilder: D-J Stieger

Dass sich das Kultur-Bijou über einen prosperierenden Mittagsbetrieb den des Abends quersubventioniert, ist zwar löblich, beinhaltet aber auch die Gefahr, dass die Betreiber irgendwann müde werden.

Zudem spielt den Betreibern der Umstand entgegen, dass die Jazzschule wegen ihrer fehlenden Hochschulankennung nun bereits im zweiten Jahr keine Berufsklasse mehr führen wird. Die Zahl möglicher Jammusikerinnen oder auch Spontanengagierter könnte sich dadurch unmittelbar und längerfristig bedrohlich ausdünnen.

Stadt und Kanton tun bei beiden Themen das, was sie allzu gern tun: Sie applaudieren und bedauern aus der Ferne. Immerhin wird der Alleingang des Gambrinus Jazzvereins finanziell von Kanton und Stadt unterstützt, die jeweils 30'000 Franken für den Jahresbetrieb sprechen. Der Stadt war die Rückkehr des Jazz in die Cité zudem eine Anschubfinanzierung wert. Auch der Kanton könne sich gemäss Programmleiter Marc Jenny vorstellen, für den Aufbau des Gambrinus Jazzclubs zusätzliche Anschubfinanzen frei zu legen.

Musterbeispiel Frauenfeld

Schon für den bisherigen Betrieb im Kastanienhof waren die gesprochenen 60'000 Franken bei einem Gesamtbudget von 140'000 Franken realistisch betrachtet ein schlicht zu tiefer Betrag. Mit dem Ausbau des Programms auf künftig rund hundert Konzerte jährlich und der bewussten Einbindung von Szenekonzerten über Jamsessions werden Stadt und Kanton ein klares Bekenntnis für einen nachhaltigen Jazzbetrieb in der Stadt über eine deutliche Erhöhung ihrer jeweiligen Beiträge sprechen müssen. Ansonsten bleibt der Gambrinus Jazzclub eine schöne Illusion, die dann verblassen wird, wenn die Involvierten den Gratisaufwand nicht mehr zu leisten vermögen.

Vielleicht das gelungenste Beispiel für eine nachhaltige Jazzförderung (im Gesamtpanoptikum der Ostschweizer Jazzszene) leistete der Kanton Thurgau beziehungsweise die Stadt Frauenfeld. 2002 initiierte die Thurgauer Kulturstiftung zusammen mit dem Verein Pro Eisenwerk Frauenfeld die Jazzreihe jazz:now. Für die Region Frauenfeld und darüber hinaus ergeben sich dadurch etwa acht Konzerte pro Sai-

son mit aktuellem Jazz und improvisierter Musik. 2009 wurde das Projekt nun vom Kanton abgekoppelt und in die betriebliche Freiheit entlassen. Weiterhin wird die jazz:now-Reihe von der Thurgauer Kulturstiftung mit jährlich 18'000 Franken unterstützt. Dazu kommen interne Quersubventionen des Vereins Pro Eisenwerk. Inklusive Eintrittsgeldern und Mitgliederbeiträgen agiert jazz:now mit einem Jahresbudget von rund 30'000 Franken.

Alle zwei Jahre findet in Frauenfeld zudem das «generations»-Jazzfestival statt, welches einerseits herausragende Konzerte garantiert, aber mit Workshops und Jamsessions auch die Jazzszene längerfristig fördert. Über eine Woche hinweg ist im Eisenwerk konzertanter Jazz zu hören, während in diversen Restaurants und Bars der Jazz ein wenig geübtes, dafür äusserst zahlreiches Publikum mobilisieren kann. Doch nachhaltige Förderung hat ihren Preis: Fünf Prozent des gesamten Kulturbudgets fliessen in Frauenfeld in den Jazz.

Mut und Nachhaltigkeit

Frauenfeld und Initianten um den Gambrinus Jazzclub in St.Gallen machen vor, was der Ostschweizer Jazz nebst klug programmierten Konzerten braucht: Plattformen und Institutionen, die die zahlreich vorhandenen Musiker auch über die nahen Grenzen hinaus zusammenführen. Mehrfach genutzte Kulturräume wie etwa das Eisenwerk in Frauenfeld beleben den Jazz mit einem breiteren Publikumssegment. Immerhin 42,7 Personen wollen in Frauenfeld im Schnitt die Konzerte der Jazzreihe jazz:now sehen. In St.Gallen ist der Alleingang besonders engagierter Jazzförderer ein besonderer Glücksfall. Mit einer vertiefteren und längerfristig geplanten städtischen Kulturpolitik hätte der Jazz in einer frühen Projektphase auch ins Palace eingedacht werden können. Im Toggenburg machen es unerschrockene Festivalbertreiber vor, mit qualitativ ansprechendem Jazz im Zusammenspiel mit Popmusik mehrere tausend auch jugendliche Menschen jährlich für die Jazztage Liechtensteig zu begeistern.

Es ist ein Zusammenspiel von Mut und Nachhaltigkeit, das den Jazz über den Einzelanlass hinaus lebendig halten kann. Dafür gehört der Jazz öfters weg vom hoch subventionierten Kunstbetrieb und hin an die Basis. Wege und Modelle sind angedacht, es liegt nun an der Szene selbst, aber immer auch an den Kulturverantwortlichen, die entsprechenden Projekte angemessen und eben nachhaltig zu fördern. Ansonsten bleibt der Jazz, was er zu oft ist: eine lieb gewonnene Eitelkeit. ♦